

Herbst am Ufer

Autor(en): **Bäumlein, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 2

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ander. Die Kinder, also die Frau Pfarrer König und Onkel Daniel, lasen eifrig in einem Büchlein und eines hielt ein Sträußchen, das andere einen Reifen in den Händen. Zwischen allen vieren stand ein runder Tisch mit Kaffeekanne und Zuckerdose darauf. Es war der einzige Fehler, den der Künstler gemacht, daß die Zuckerdose viel größer war als die Kanne. Aber am Ende war alles ganz richtig, und die Dose sah in Wirklichkeit aus wie eine Suppenschüssel. Man kann nie wissen.

Zwischen den Schattenvissen der Großeltern hingen die Erzeugnisse einer neuen, raffinierten, französischen Kunst. Es waren Daguerreotypen, silberglänzend, mit einem störenden Lichtschein darauf, daß man sie nicht betrachten konnte, ohne sie hin und her zu drehen. Neben dem Ofen hing ein mächtiger Fußsack, auch im Sommer, und ein Pfeifenbrett voll Pfeifen zeigte, daß die Tante Ursula zu den Frauen gehörte, die ihre Männer lieber mit einer Pfeife daheim als ohne oder gar mit der Pfeife auswärts wußten.

Sechs gute alte Stbilder erzählten von viel Schönheit, die in der Schwendtschen Familie daheim gewesen sein mußte.

Schmale, grüne Vorhänge schlossen die Fenster ab, und weiße Vorhänge blinkten hinter den grünen. Sie wurden alle Jahre zweimal abgenommen, gewaschen und so schön geflickt, daß Leute über vierzig Jahre den Schaden ohne Brille nicht finden konnten.

Unter dem Tisch hielt sich ein großer Teppich nicht für zu gut, einem jeden die Füße zu wärmen, der sie darauf setzen wollte, trotzdem eine Schäferin und sechzehn Schafe nebst Hund und Liebesbrief darauf gestickt waren.

Das war Tante Ursulas Wohnzimmer, denn es war in Wahrheit ihr Zimmer. Tadellos, vom ersten Januar bis zum Silvester dasselbe, sauber, kühl im Sommer und nie recht warm im Winter, und ohne Blumen. Sie machten zuviel Arbeit, sagte die Tante.

Das Zimmer Susannas, das neben dem der Tante lag — der Onkel hatte sich bis aufs Blut gewehrt, als er das nüchterne Stübchen sah, in das er einquartiert werden sollte — glich in nicht sehr langer Zeit dem der Tante aufs Haar.

Ebenso kühl, ebenso sauber, ebenso steif, ebenso tadellos. Nur hing statt eines Daguerreotyp ein gesticktes Bild darin, das Susannas Mutter gehört hatte und einen Bagen mit einem Windspiel und einem schönen Fräulein mit einem Papegei darstellte.

Ebenso praktisch wie bei Ursula hingen Schwamm und Zahnbürste in einem filochierten Säcklein zum Trocknen am Fenster, und ebenso bestimmt und rechthaberisch standen die braunen Pantöffelchen Susannas unter dem Bett wie die schwarzen der Tante. Der Unterschied lag nur in der Farbe.

(Fortsetzung folgt.)

Herbst am Ufer

Dem leisen Flügelschlage kaum
berührt, wiegt sich die Flut ans Land
und streift mit ihrem seidnen Saum
gelassen des Gestades Rand.

Die Welle spielt in ihrem Schoß
mit Gold und Rosen wie mit Tand
und läßt sie schmerz- und reuelos
zerfließen und vergehn im Sand.

Und was mein Eigen war zuvor,
es taucht und schwebt mit zartem Schein
nochmals aus dunklem Grund empor
und blüht . . . und ist schon nicht mehr mein!

Walter Baumlein